

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Wanderungen durch die Mark Brandenburg

4 Bände

Die Grafschaft Ruppin

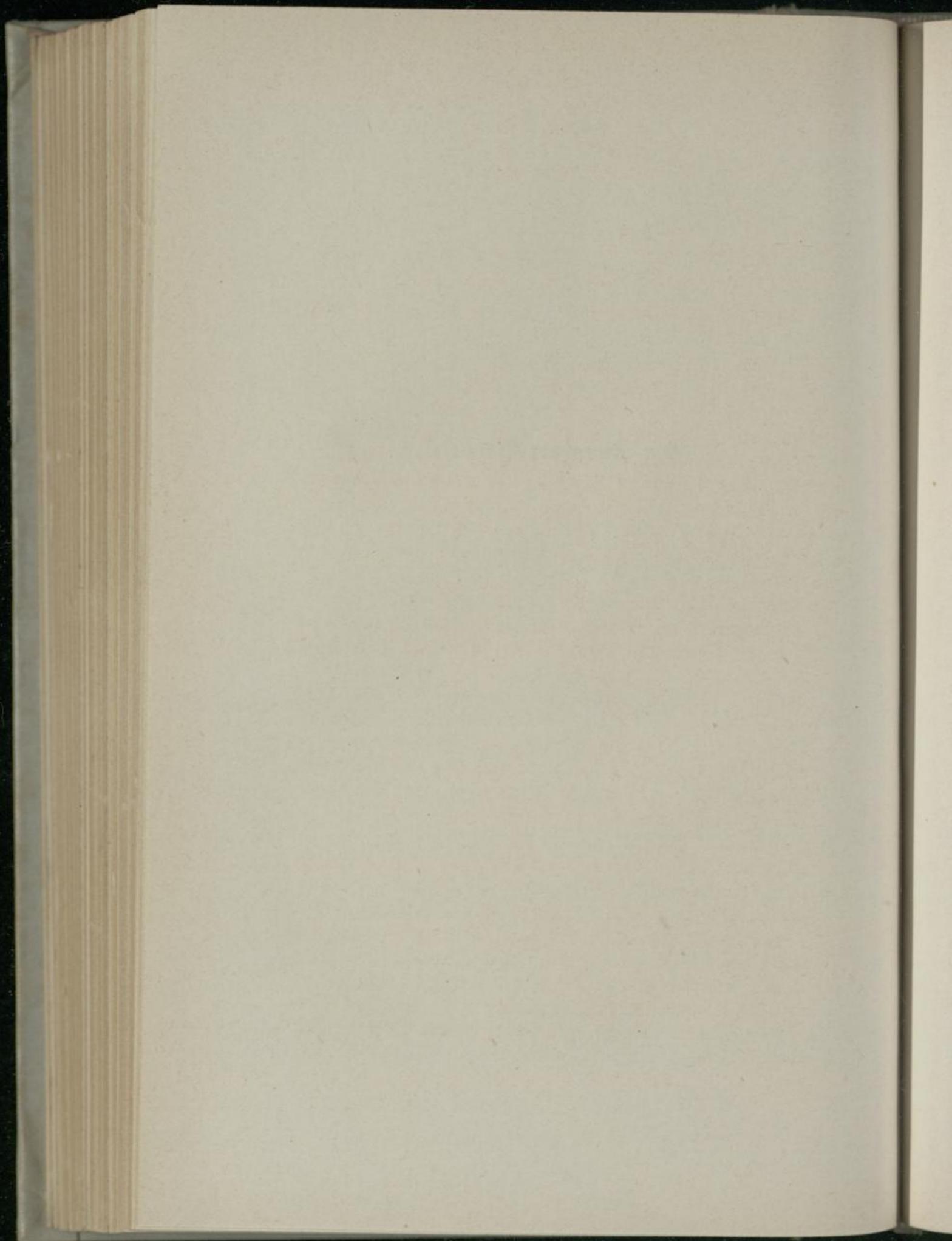
Fontane, Theodor

Naunhof [u.a.], 1940

Die Ruppiner Schweiz

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7007

Die Ruppiner Schweiz



Die Ruppiner Schweiz

Ist's norderwärts in Rheinsbergs Näh'?

Ist's süderwärts am Molchowsee?

Ist's Kottstiel tief im Grunde kühl?

Ist's Kunsterspring, ist's Volstenmühl'?

Die Schweiz werden immer kleiner, und so gibt es denn nicht bloß eine Märkische, sondern bereits auch eine Ruppiner Schweiz, der es, wenn man ein freundlich-aufmerksames Auge mitbringt, weder an Schönheit noch an unterscheidenden Zügen fehlt. Sie besitzt beides in ihrem Wasserreichtum, in ihrem Reichtum an Seen. Während Freienwalde dieses Schmuckes beinahe völlig entbehrt und Buckow, den großen See zu Füßen der Stadt abgerechnet, nur zwei kleine Edelsteine, allerdings vom reinsten Wasser, aufweist, sind Fluß und See das eigentliche Lebenselement der Ruppiner Schweiz.

Der Fluß ist der Rhin; er kommt von Rheinsberg (Rhinsberg) her, und zunächst eine ganze Reihe von Wasserbecken bildend, gibt er von der Südspitze des Molchowsees an die Heimat seiner Berge auf, um in das „Schwäbische Meer“ dieser Gegenden, in den Ruppiner See einzutreten. Hier streift er wie sein berühmter hochdeutscher Namensvetter der Rhein den Rest seiner schäumenden Jugend von sich, und ruhig geworden bis zum Stillstand, windet er sich von nun an durch die Lücher und Brücher hin, die den Namen Linum als Mittelpunkt haben. In Poesie geboren hat er kaum noch eine andre Bestimmung, als den Torfkahn auf seinem Rücken zu tragen.

Aber wenn dieser der profaische Genosse seiner reiferen Jahre ist, so sind Förstereien und Wassermühlen die Gefährten seiner Jugend. Überall wo sein Wasser über ein Wehr fällt, wo hochaufgeschichtete Bretterbohlen an seinem Ufer liegen, da ist er jung, da sind die Stätten seiner Schönheit. Jede dieser Stätten, zwischen zwei Seen gelegen, dürfte die Hand nach dem stolzen Namen „Interlaken“ ausstrecken, aber im Bewußtsein eignen Wertes verschmähen sie es, mit vornehmen Anklängen zu prunken, und geben sich lieber ohne jegliche Prätension und nur auf sich selber gestellt als Kottstiel

und Pfefferteich, als Voltenmühle und Kunsterspring. Und wie sie selber klug auf alles verzichten, was die Quelle lästiger Vergleiche werden könnte, so verzichten auch wir darauf, untersuchen zu wollen, wem unter ihnen der Preis der Schönheit gebührt. Wie unter schönen Schwestern die Streitfrage nie gelöst wird „wer eigentlich die schönere sei“, weil es heute diese ist und morgen jene, je nach der Kleidfarbe, die sie tragen, oder nach dem Bande, das zufällig an ihrem Hute flattert, so ist auch hier die Frage nach der größeren Schönheit eine bloße Frage der Beleuchtung, der Stimmung, des Schmuckes. Wenn heute Voltenmühle in Malven siegt, so siegt morgen Kunsterspring in roten Ebereschen, und ein helleres oder dunkleres Abendrot, ein schmaleres oder breiteres Band, das der Regenbogen über die Landschaft spannt, entscheidet darüber, ob Nottstiel über Pfefferteich oder Pfefferteich über Nottstiel triumphiert.

Auch die „Historie“ ist leisen Fußes durch diese Gegenden hingeschritten, und in Binental am Ufer des Kalksees gehen die Geschichten davon von Mund zu Mund. Es sind Geschichten aus der Zeit von „Kronprinz Fritz“. Von Rheinsberg aus herüberkommend und nach dem „Försterhaus im See“ (seitdem verfallen; die Insel selbst zum Weideplatz geworden) das wohlbekannteste Zeichen gebend, glitt ein Kahn aus dem Schilfgürtel hervor und der Stelle zu, wo der Prinz unter den Zweigen einer überhängenden Buche die schöne Sabine, das „Insel- und Försterkind“ erwartete. Die schöne Sabine stand lächelnd-aufrecht im Kahn, das Ruder mit raschem Schlage führend, bis im nächsten Moment das Ruder ans Ufer und sie selbst dem Harrenden entgegenslog.

Aber diese Tage (und auch sie mehr Idyll als Historie) liegen weit zurück. Die alte Waldesstille ist wieder drüberhin gewachsen, und nur die Sage davon klingt noch leise nach, wie denn alles leise an dieser Stelle klingt. Eine ewige Sonntagsruhe liegt über diesen Gründen; lautlos die Natur, wenn, wie in diesem Augenblick, die nachbarliche Mühle schweigt.

Ausgestreckt am Hügelabhang, den Wald zu Häupten, den See zu Füßen, so träumst du hier, bis die immer wachsende Stille dich erschreckt. Mit angespannten Sinnen lauschest du, ob nicht doch vielleicht ein Laut, ein leifester nur, zu hören sei. Da endlich beginnt das Klingen des Waldes, die Rätselfmusik der Einsamkeit. Der See

ist glatt und sonnenbeschienen, aber es ruft aus ihm; die Bäume rühren sich nicht, aber es zieht durch sie hin; aus dem Walde klingt es, als würden Geigen gestrichen; nun schweigt es und ein fernes, fernes Läuten beginnt. Ist es Täuschung, oder ist es mehr? Ein wachsendes Bängen kommt über dich, bis plötzlich das Klappern der Mühle neu beginnt, und der schrille Ton der Säge den Mittagszauber zerreißt.

Wer will sagen, wenn er die Ruppiner Schweiz durchwandert, wo dieser Zauber am mächtigsten wirkt.

Und fragst du doch: „den vollsten Reiz
Wo birgt ihn die Ruppiner Schweiz?
Ist's norderwärts in Rheinsbergs Näh'?
Ist's süderwärts am Molchowsee?
Ist's Rottstiel tief im Grunde kühl?
Ist's Kunsterspring, ist's Voltenmühl?
Ist's Voltenmühl, ist's Kunsterspring?
Birgt Pfefferteich den Zauberring?
Ist's Binenwalde?“ — nein, o nein,
Wo hin du kommst, da wird es sein,
An jeder Stelle gleichen Reiz
Erschließt dir die Ruppiner Schweiz.

Am Molchow- und Zermüßelsee

Abgeschieden, rings geschlossen,
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe flüsternde Genossen,
Die hier keinen Vogel hören.
Lenau

„In jeder Stelle gleichen Reiz
Erschließt dir die Ruppiner Schweiz“

aber doch mit der einen Einschränkung, daß wir uns in der Helvetia propria* dieser Gegenden halten und von dem westlichen Ufer des Rhin und seiner Seenkette nicht auf das östliche hinüber-treten. Tuen wir diesen verhängnisvollen Schritt (wie wir es vorhaben) nichtsdestoweniger, so sind wir aus unserer eigentlichen Schweiz heraus und wandeln nur noch an ihrer Grenze hin. Mit andern Worten: das östliche Ufer hat keinen andern Reiz mehr als den, welchen es seinem Gegenüber, der Nachbarschaft des westlichen Ufers entnimmt. Aber Ausnahmen auch hier, und unter diesen Ausnahmen zunächst das alte Dorf Molchow, das wir über eine Schmalung des gleichnamigen Sees hinweg zu erreichen trachten. Der Blick von der hochgewölbten Brücke aus läßt noch nicht erkennen, daß wir auf dem Punkt stehen, das schönheitsreiche Westufer mit dem schönheitsarmen Ostufer zu vertauschen, denn noch ist alles Poesie, und ein weißes Segel, bewegungslos, wächst wie ein tropisches Blumenblatt aus der blauen Fläche des Sees zu unsrer Linken auf, und der Himmel und sein weiß Gewölk, als wäre es eine Spiegelung des Bildes unten, steht ausgespannt darüber.

Und malerisch wie die Auffahrt, so das Dorf selbst; die einzelnen Häuser eingesponnen in Gärten und Laub. Die Studentenblume blüht, der Kürbis hängt im Gezweig, und der Hahn begrüßt uns vom Gartenzaun und kräht in den lachenden Morgen hinein. Alles hell und licht; ein rechter Gegensatz zu dem finster klingenden Molchow, das an alle Abgrundschrecken des Schillerschen „Taucher“ mahnt.

Alles hell und licht, nur nicht ein rondellartiger Grasplatz in-

* in der eigentlichen Schweiz.

mitten des Dorfs. Hier wird begraben, mehr in Unkraut als in Blumen hinein, und aus der Mitte dieses Platzes wächst ein Turm auf, der aussieht, als habe ihn ein Schilderhaus mit einer alten Windmühle gezeugt. Von beiden etwas. Und wie der Turm, so die Glocke, die in ihm hängt. Ave Maria, gratia plena* steht an dem obern Rand, aber die Glocke selbst ist geborsten. Die Inschrift war kein Talisman. Zweihundert Jahre jetzt, da fanden die Molchower von 1670 auf einer halb heidegewordenen, halb waldbestandenen Feldmark eine Glocke zwischen zwei Bäumen aufgehängt; das aufgeschossene Unterholz hatte sie bis dahin ihren Blicken verborgen. Das war die Glocke von Eggersdorf, das im Dreißigjährigen Kriege wie hundert andere Dörfer wüst geworden war und es auch geblieben ist. Die Molchower aber erbarmten sich des Findlings und bauten ihm den Glockenturm. Eine Leiter führt nun hinauf, die glücklicherweise von denen, die dort oben regelmäßig wohnen, entbehrt werden kann; denn nur Dohlen sind hier zu Haus. Wenn die geborstene Glocke gezogen wird, fliegen sie auf. Manche von ihnen — wenn es wahr ist, was man sich vom Raben- und Krähenalter erzählt, — mag die Glocke noch kennen aus ihren Eggersdorfer Tagen her und Betrachtungen anstellen zwischen damals und heut.

An der Stelle, wo der Molchowsee nach Norden zu in den Zermüßelsee übergeht, liegt das gleichnamige Dorf Zermüßel; ihm fahren wir jetzt zu. Ehe wir es indes erreichen, streifen wir zuvor ein altes Waldbrevier „die Stendenitz“, das unter Georg Wilhelm der gelegentliche Schauplatz von Wildschweinsjagden war. Noch früher hatte hier ein gleichnamiges Dorf gestanden, das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lediglich noch in dem Namen des Revieres fortlebte. Um 1750 aber, wo es unter dem großen König hieß „nur Menschen“, und die Verwirklichung dieses Grundsatzes eine Massenkolonisation herbeiführte, die vielleicht selbst die großen Kolonisationstage unter Albrecht dem Bären in den Schatten stellte, mochte man sich auch entsinnen, daß hier zwischen dem Molchow- und Zermüßelsee einst ein Dorf Stendenitz gestanden habe, und vier Büdner wurden hierhergesetzt, um an dieser wüsten, weltvergessenen Stelle eines jener Kolonistenetablissemments zu bilden, wie sie damals zu Hunderten aus der Erde wuchsen.

* Begrüßet seiest du Maria, voller Gnade.

Die Kärglichkeit unserer märkischen Scholle — die Ausnahmen kümmern uns hier nicht — kann man nicht leicht besser studieren als an diesen „Etablissements“. Hundert Jahr Arbeit sind gewesen wie ein Tag, und eine Siege, ein Kirschbaum und ein Streifen Roggenland, über das der alte Beherrscher dieser Gegenden der Strandhafer immer wieder Lust zeigt, siegreich herzufallen, diese drei sind nach wie vor der einzige Reichtum dieser und ähnlicher Ansiedlungen. Wenn ein Zweifel daran wäre, so würde ihn die Begräbnisstätte lösen, die zu dem Etablissement Stendenitz gehört.

Da wo der Wald hart an den See tritt, ist die Ecke ebendieses Waldes abgeschnitten und von vier tiefen Furchen quadratisch umzogen worden. Die vier Furchen vertreten die Stelle einer Mauer oder eines Zaunes. Auf dieser abgeschnittenen Waldecke wird nun begraben; die alten Kiefern sind stehengeblieben und tun ihren Dienst nicht schlechter als Zypresse und Trauertanne. In hundert Jahren stirbt sich etwas zusammen, auch wenn die Lebendigen nur vier Büdnerfamilien sind, und so drängen sich denn hier die Gräber, die meisten freilich schon wieder zu bloßen Moosplätzen geworden, auf denen verspätete Erdbeeren blühen. Nur zwei Grabtafeln ragen noch auf, schräg gedrückt vom Winde und regenverwaschen, aber die Inschriften nichtsdestoweniger ohne sonderliche Mühe zu entziffern.

„Hier ruht in Gott“ — so lautet die eine — „der Schneidergesell Andreas Laudon, Kanonier von der 3. Garde-Compagnie, Artillerie-Bregade, gest. 3. April 1836.“ Daneben die Grabtafel eines siebzehnjährigen Mädchens, Namen und Datum, und darunter:

Vielgeliebte weinet nicht,
Seht mir nach und lebt in Segen,
Gott ist euer Trost und Licht,
Ich habe mich zur Ruh geleet.

Ich habe auf manchem Begräbnisplatz gestanden, auf wenigen, die mich tiefer erschüttert hätten. Welche Mischung von groteskem Humor und erschütternder Poesie, erschütternd in ihrer Simplizität! Hier Schneidergeselle Laudon, Kanonier, und daneben:

Gott ist euer Trost und Licht,
Ich habe mich zur Ruh geleet.

Zur Ruhe hier! Die Bahre, die diesem Begräbnisplazze dient, hing an dem abgebrochenen Ast einer alten Kiefer, Bahre und Baumstamm waren gleichmäßig mit Flechten überdeckt. Unten am See gurgelte das Wasser im Röhricht, über uns in den Kronen der Bäume ging der Wind.

Alles Klage. Und doch wie schön! Zwischen den hohen Bäumen hindurch blickten wir in das Blau von See und Himmel.

Zwischen Zermükel- und Tornowsee

Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Totenbahr.
Ußland

Bald hinter Stendenitz liegt Zermükel. Der Weg dahin führt am gleichnamigen See vorüber, aber in Mittelhöhe am Abhang entlang. Der Ackerstreifen zwischen Weg und See ist überall von gleicher Gestaltung, schmal, zum Ufer hin sich senkend; nur an einer Stelle hebt er sich wieder, springt etwas vor und blickt mit so viel Kühnheit, wie ihm seine Mittel erlauben, auf die Wasserfläche nieder. Ein Vorgebirge im Backofenstil, der sogenannte „Totenberg“. Man muß sagen, er macht seinem Namen Ehre. Die Wirkung, die er übt, wird übrigens, wie es immer beim Grusligen sein muß, durch die einfachsten Mittel erzielt. Ackerfurchen, in beinahe peinlich gewissenhafter Ausnutzung des Bodens, durchziehen das ganze Terrain; nur den „Totenberg“ meiden sie und umkreisen ihn, wie Parallelen eine belagerte und gefürchtete Festung. Eine dieser Linien, vielleicht von einem dörfischen Freigeiste gezogen, rührt schon an den Zauberkreis des Hügels, und tiefer eingeschnitten als die andern, erkennt man deutlich, wie der innere Kampf zwischen Troß und Furcht die Hand des Pflügers an dieser Stelle energischer führte, als an jeder andern; aber man erkennt auch, daß ihm das Gefühl kam: nun ist es genug! Ausgegraben darf hier werden, nicht geackert. Eine alte Kiefer hält Wacht; soweit ihre Nadeln fallen, ist verbotener Grund. Schädel liegt da an Schädel, natürlich aus der „Schwedenzeit“. Wo das Dunkel beginnt, fangen Torstenson und Wrangel an. Was dem steckenbleibenden Schauspieler die Tabaksdose ist, das ist der steckenbleibenden Forschung unserer Dorfhistoriker die Schwedenzeit; wenigstens in der Graffschaft Ruppin.

Vom „Totenberg“ bis zum Dorfe Zermükel sind nur noch wenige hundert Schritte. Es liegt entzückend, den Blick auf zwei Wasserflächen und eine mächtige Waldkulisse gerichtet, die die Landschaft nach Westen hin begrenzt.

Unser Weg ging nordwärts geradeaus, um am Abhange hin auf

immer gleichem Terrain zunächst eine Waldecke, dann um diese herum die östliche Buchtung einer dritten Wasserfläche, des Tornowsees, zu erreichen. Wo Wald und See sich treffen, steht ein weißes Haus — ein „Etablissement“, wie im vorigen Jahrhundert der offizielle Ausdruck war — halb noch von Kiefern und jungen Birken, halb von Obstbäumen überschattet. Ein Büdner wohnt darin, der seiner Arbeit nachgeht; aber aus alten Zeiten her heißt dies Etablissement der „Theerofen“.

Jetzt liegt es friedlich da und glücklich, als strecke der segenspendende Herbst ihm beide Hände entgegen, denn der Apfelbaum streift die Fenster, während ein Birnbaum, wie müde vom Tragen, seine schweren Malvasierbirnen auf das Dach des Hauses legt. Friedlich Bild; aber ich entsinne mich eines anderen Tages hier.

Es war im Januar; alles, was einen Pelz und eine Büchse hatte, war auf den Beinen, und seit Tagesgrauen knallte es im Wald und an den drei Seen hin, am Tornow-, Molchow- und Zermüßelsee. Um zehn Uhr war Frühstück angesagt, Rendezvous am „Theerofen“. Ich darf wohl sagen, es fehlte keiner. Da waren die Förster und Oberförster: Berger von Altruppin, Konrad von Rottstiel, Kuse von Pfefferteich, dazu der ganze Adel von diesseit und jenseit des Ruppiner Sees, Offiziere der Garnison und die städtischen Nimrods, die an Billard und Kegelspiel nicht genug haben, und denen nicht wohl ist, wenn sie nicht unter den Jacken eines Sechzehners schlafen.

Das Frühstück war kalte Küche, aber desto heißer war der Grog. Über dem Herdfeuer hing ein Kessel, der brodelte und dampfte, und die Büdnersleute gingen auf und ab, um, wo Begehr danach war, mit ihrem kochenden Wasser auszuhelfen. Der Mischung besserer Teil floß aus den eigenen Flaschen. Pelze, Grog und Tabak schufen, noch ehe eine halbe Stunde um war, eine wunderliche Luft, und auf der dicken Wolke saß die Göttin der Jagdanekdote und orakelte in die Versammlung hinein. Nein, sie orakelte nicht, — ihren klassischen Aussprüchen fehlte jedes Dunkel.

Die Büdnersleute waren so ernst. Wie kam das nur? Sonst bei jeder Derbheit, die laut wurde, stimmte ihre Heiterkeit in den allgemeinen Jubel mit ein; heute ging kein Lächeln über ihre Züge. Endlich trat ich an die Alte heran, als sie eben wieder ein Scheit in das Feuer schob und fragte leise: „Wo ist Hanna?“ Sie schüt-

telte den Kopf; dann sich besinnend, nahm sie mich rasch bei der Hand, führte mich durch eine niedere Thür in den Hinterflur und öffnete eine Kammer, die gerade hinter dem Zimmer lag, in dem die Jäger ihren Imbiß nahmen. Einen Augenblick sah ich nichts, denn die Kammer empfing all ihr Licht von einer zweihandbreiten Öffnung her, durch die eben jetzt vom Wind getrieben der Schnee in kleinen Flocken hineinstiebte. Ich suchte mich zurechtzufinden. Die Frau war mittlerweile an ein Strohlager getreten, das ich jetzt rechts unterhalb des Fensters erkannte, und schlug ein Laken zurück, welches über das Strohlager ausgebreitet war. Da lag Hanna, die Augen geschlossen, in keinem andern Schmuck als dem ihres langen Haares. Dann deckte die Alte das Laken wieder über und schlich aus der Kammer. Ich blieb wie angewurzelt stehen. Totenstille; daneben der Lärm; und der Schnee trieb heftiger durch das Fenster und schüttelte noch vor der Zeit einen Hügel neben und über der Toten auf.

In zehn Minuten war unter den Gästen alles verändert. Einer hatte geplaudert. „Warum hielt er nicht den Mund?“ brumnten alle; „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.“ „Ich fahre nach Haus“ — „ich bleibe“, so ging es hin und her. „Von Toten träumen bringt Glück“ getrösteten sich die meisten, ohne Rücksicht darauf, daß hier keiner geträumt hatte, und eine Stunde später knallte es wieder an den drei Seen hin. Aber das Bild Hannas stand zwischen dem Schuß und dem Wild. Kein Hirsch mehr wurde getroffen. Oberförster Berger stieß mit dem Fuß an den Stecher seiner Büchse, die Kugel pfiff ihm am Ohre vorbei, und das Feuer fengte seinen Bart.

Es war eine „wehvolle Jagd“, wie es in alten Balladen heißt.

Die Menzer Forst und der Große Stechlin

Die Sonne war geneigt im Untergang,
Nur leise strich der Wind, kein Vogel sang,
Da stieg ich ab, mein Ross am Quell zu tränken,
Mich in den Blick der Wildnis zu versenken.
Vermilbernd schien das helle Abendrot
Auf dieses Waldes sagenvolle Stätte.

In der Nordostecke der Grafschaft liegt die Menzer Forst, 24 000 Morgen groß, und in ihr der sagenumwobene „Große Stechlin“. Die Ruppiner Schweiz lebt in dieser verlorenen Ecke noch einmal wieder auf. Hier waltet ein Leben, das weit abweicht von dem Tun und Treiben im mittleren und südlichen Teile der Grafschaft; der Pflug ist hier zur Ruhe gestellt, auch der Spaten, der den Torf gräbt; nur das Fischernez und die Angel sind an dieser Stelle zu Haus, und die Büchse knallt tagaus tagein durch den Wald. Hundert Jahre haben hier wenig geändert; alles blieb, wie es die Tage des großen Königs sahen, nur eines wurde anders: der Schmuggler fehlt, der hier sonst ins Mecklenburgische hinüber sein Wesen trieb. Denn die Menzer Forst trifft nicht nur hart die Strelitzische Grenze, die Forst setzt sich auch jenseits derselben fort, und ein von abgefal- lenem Laub halb überdeckter Graben ist alles, was die Territorien scheidet. Nicht viel besser, wie jene ideelle Linie der Längs- und Breitengrade, über die der Reisende hingleitet ohne Ahnung davon.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts oder ein wenig früher oder später wurde die Frage rege: „Was machen wir mit diesem Forst?“ Höchstämmig ragten die Kiefern auf, aber der Ertrag, den diese herrlichen Holzbestände abwarfen, war so gering, daß er kaum die Kosten der Unterhaltung und Verwaltung deckte. Hirsche und Wildschweine in Fülle, aber viele Meilen in der Runde kein Haus und keine Küche, dem mit dem einen oder andern gedient gewesen wäre. „Was machen wir mit diesem Forst?“ so hieß es wieder. Kohlenmeiler, Teeröfen wurden angelegt, fast von Viertelmeile zu Viertelmeile; aber wenig war damit geholfen; Kohle und Teer hatten keinen Preis. Die nächste, nachhaltige Aushilfe schien die Errichtung von Glashütten zu bieten, hatte man doch das Material dazu unter den Händen. Die Kiefern lieferten die Feuerung, das Laubholz gab die Pottasche, und der quarzene Sand war ja der

Grund, auf dem die ganze Waldherrlichkeit ruhte. Also Glashütten! Es entstanden ihrer verschiedene, in Dagow, in Globow, in Stechlin; ein Feuerschein lag bei Nacht und eine Rauchsäule bei Tage über dem Walde; aber auch die Glashütten vermochten nichts, der Wald brachte es nur spärlich auf seine Kosten.

Da erging Anfrage von Berlin her an die Menzer Oberförsterei: wie lange der Forst aushalten werde, wenn Berlin anfangs, aus ihm zu brennen und zu heizen? Die Oberförsterei antwortete mit Stolz: „Die Menzer Forst hält alles aus.“ Das war ein schönes Wort, aber doch schöner, als sich mit der Wirklichkeit vertrug. Das sollte bald erkannt werden. Die betreffende Forstinspektion wurde beim Wort genommen und siehe da, ehe dreißig Jahre um waren, war die ganze Menzer Forst durch die Berliner Schornsteine geflogen. Was Teeröfen und Glashütten in alle Ewigkeit hinein nicht vermocht hätten, das hatte die Konsumtionskraft einer großen Stadt in weniger als einem Menschenalter geleistet. Hilfe war gekommen: die Menzer Forst hatte rentiert, aber die Hilfe war gekommen wie ein Sturm, der, während er das aufgefahrene Schiff flottmacht, es zugleich auch zerschellt. Abermals mußte Abhilfe geschafft werden, diesmal nach der entgegengesetzten Seite hin, und das berühmte, wenn auch unverbürgte Wort Friedrichs des Großen, das dieser einst in einer mißlichen Situation, als es „zuviel wurde“, an Schmettau richtete, dasselbe Wort richtete jetzt die Königliche Verwaltung der Forsten und Domänen an den Oberförster von Großmenz: „hör Er auf“. Und man hörte auf. Der Hauptstadt wurde durch dieses Halt nichts entzogen, was sie — unter veränderten Zeitverhältnissen — nicht hätte entbehren können; denn die Linumer Torfperiode war mittlerweile angebrochen. Die Menzer Forst aber stieg auf der Tabula rasa ihres alten Grund und Bodens neu empor. Eichen, Birken, Kiefern in buntem Gemisch, und der Wald, wie er jetzt sich präsentiert, ist das Kind jener stillen Epoche, die dem „Kriege à outrance“, der dreißig Jahre lang gegen diese Forstkulturen geführt worden war, auf dem Fuße folgte.

Es ist ein achtzigjähriger Forst — also ein Jüngling noch, da das psalmitische: „wenn's hoch kommt, sind's achtzig Jahre“ für Wälder nicht gesprochen wurde — und in diesen prächtigen Forst hinein, der ein Leben für sich führt, ein halbes Duzend Wasser-

* bis zum äußersten.

becken mit grünem Arm umschließt und über Altes und Neues, über Teeröfen und Forsthäuser, über Glashütten und Fabriken gleichmäßig die Herrschaft übt, in diesen prächtigen Forst hinein wolle mich nun der Leser begleiten.

Es ist noch Platz auf dem Pirschwagen; vorn der Kutscher und der Herr, aber neben mir auf der zweiten Bank wartet seiner noch ein Kissen und eine Decke. Die Zeit für die letztere wird kommen, wenn die Sonne unter ist; die Zeit für das Kissen jedoch ist schon da, denn über Stubben und Wurzeln weg geht es bereits weglos, holterdiepolster in den Wald hinein. Die jungen Zweige fegen uns die Augen aus; nun links in den Moorgrund hinein, während rechts die Räder im Laube weiterrascheln; jetzt quer über den Graben hin und dann über den niedergestürzten Baum hinweg, dessen schon angefaultes Holz unter dem Druck der Räder zerbricht und in Moderstaub aufwirbelt. Entzückendes Steeple chase zu Wagen; das Gefühl der Fährlichkeit geht in der Wonne des Hindernisnehmens unter.

So still der Wald, und doch erzählt er uns auf Schritt und Tritt, freilich mehr Ernstes als Heiteres. Wo der Pächter ein Jahrhundert lang zu Hause war, wo Förster und Wildschütz ihre ewige Fehde führen, wo der Sturm die Bäume bricht und die tiefen Waldseen, die von alter Zeit her den Hang nach Menschenopfern haben, ihre schmalen Arme polypenhaft-phantastisch durch den Wald strecken, da sind immer „Geschichten“ zu Haus. Tabellen wären hier anzufertigen, drei Rubriken nur: erschlagen, erschossen, ertrunken.

Eben haben wir eine solche Stelle passiert, die ihre Geschichte hat und von neuestem Datum dazu. Hier, wo das Buchenunterholz sich durch die Waldrinne zieht, gleich links neben der Weißbuche, da lag er, da fanden sie ihn, den Kopf nach der Tiefe zu, den einen Fuß im Gestrüpp verwickelt. Neben ihm die Büchse. Er war erst neunzehn Jahr. Der grüne Aufschlag des einen Armels war rot; man sah, er war mit der Rechten nach der Brust gefahren. Wessen Kugel hatte ihn getroffen? Wer sagt es? Einen Augenblick war man dem Geheimnis auf der Spur, oder glaubte es zu sein. In Herz oder Lunge des Toten hatte man das Kugelpflaster gefunden und an diesem, deutlich erkennbar, acht scharfe, markierte, schwarze Strichelnchen, die dem Kundigen deutlich verrieten, daß die Kugel aus einer Büchse mit acht Willen geschossen war. Solcher Büchsen gab

es am Rande der Menzer Forst hin nicht allzu viele. Man wies mit Fingern auf den und den. Aber die Sache kam eben dadurch zu früh in Kurs, und als an den verdächtigsten Stellen gesucht wurde, waren die achtrilligen Büchsen verschwunden. Ein groß Begräbnis war, groß wie die Teilnahme; aber das Geheimnis „Wer tat es?“ hat der Tote mit ins Grab genommen.

So ging das Geplauder. Die Sonne stand schon schräg, als es plötzlich zwischen den Stämmen aufblitzte, und gleich darauf unser Auge einer weiten Wasserfläche ansichtig wurde, auf der, glänzend und blendend fast, die Nachmittagssonne lag. Das ist der „Stechlin“, so hieß es. Im nächsten Moment sprang ich aus dem Wagen; mein Begleiter folgte.

Wir standen auf einer Art Kai, die hohen Stämme des Waldes uns zu Häupten, eine weite Wasserfläche tief unter uns. Drüben wieder Wald, auch links und rechts, von überall her Halbinseln in den See hineinstreckend. Wasser, Himmel, Stille. Das Ganze von jener eigentümlichen Wirkung auf unser Gemüt, als befänden wir uns einem Stummen gegenüber, den es zu sprechen drängt; aber die ungelöste Zunge versagt den Dienst. Wir raten dies und das aus seinen Zügen; umsonst, was er sagen will, bleibt ungesagt.

Wir setzten uns an den Rand des Vorsprungs und horchten auf die Stille. Sie blieb, wie sie war. Kein Boot, kein Vogel, auch kein Gewölk. Nur Grün und Blau und Sonne.

Wie still er daliegt, der Stechlin — hob mein Begleiter an —, aber er ist tückisch, und die Leute hierherum wissen von ihm zu erzählen. Er ist einer von den Bornehmen, die große Beziehungen unterhalten. Als das Lissaboner Erdbeben war, strudelte er in tiefen Trichtern, und stäubende Wasserhosen tanzten zwischen den Ufern hin und her. Er geht 400 Fuß tief, an einzelnen Stellen hat das Senkblei noch keinen Grund gefunden. Dazu ist er launenhaft; dies kann er leiden und jenes nicht; man muß ihn ausstudieren wie eine Frau; mitunter liegt das, was ihm schmeichelt, und das, was ihn ärgert, kaum handbreit auseinander. Die Fischer selbstverständlich kennen ihn am besten. Hier dürfen sie ihr Netz ziehen, seine Oberfläche bleibt klar und heiter, und ein Goldfisch springt aus ihm in die Luft, als grüß er mit goldenem Finger; aber zehn Schritt weiter will er das Netz nicht haben, sein Antlitz runzelt und verdunkelt sich, und ein Murren klingt herauf. Dann ist es Zeit, den Platz

zu meiden und das Ufer aufzusuchen. Ist aber ein Waghals im Boot, der es ertrogen und erzwingen will, so steigt rot und zornig der Hahn herauf, der unten am Grunde des Stechlin die Wache hält. Er schlägt den See mit den Flügeln, bis er schäumt und wogt, greift das Boot an und kräht, daß es die ganze Menzer Forst durchhallt, von Dagow bis Altglobsow.

Die Sonne war mittlerweile weiter hinabgestiegen und berührte mit ihrer Scheibe schon die Wipfel des Waldes, eine Mahnung, uns zu eilen. Der Erdwall, auf dem wir geseßen und geplaudert hatten, grenzte hart an die nördlichste Spitze des Sees, und ehe fünf Minuten um waren, hatten wir immer hart am Ufer hin die Biegung gemacht und fuhren wieder auf der entgegengesetzten Seite des Stechlin gen Süden zu.

Das Revier, das uns zunächst an dieser Stelle aufnahm, war das Revier der Glashütten; wie Squatteransiedlungen lagen sie auf Waldwiesen oder ausgerodeten Stellen am Saum des stillen Waldes hin. Hütte neben Hütte, im übrigen nichts sichtbar als der Rauch, der über die Dächer zog. Nur bei der Glosower Glashütte, die hart an einer Buchtung des Großen Stechlin gelegen ist und einen weitverzweigten Handel treibt mit Retorten, Glaskolben und großen Ballons, nur hier herrschte Leben, insonderheit in der schattigen Allee, die von den Hütten aus zur Ladestelle am See hinunterführt. Hier spielten Kinder Krieg und fochten ihre Fehde mit Kastanien aus, die zu vielen Hunderten in halbaufgeplakten Schalen unter den Bäumen lagen. Die einen retirierten auf den See zu und suchten Deckung hinter den großen Salzsäureballons, die in dichten Reihen am Ufer des Stechlin hin standen, aber der Feind gab seinen Angriff nicht auf, und die Kastanien fielen hageldicht auf die gläserne Mauer nieder.

Tausend Schritt weiter südwärts von der Glosower Glashütte, da wo sich mehrere Wege kreuzen und das ansteigende Terrain einen Überblick über die eben passierte große Waldwiese, zugleich auch über die Dagower Kolonistenhäuser und ein inmitten der Lichtung gelegenes kleines Wasserbecken gestattete, fiel uns eine parkartige Einfriedigung auf, die von alten Eichen überragt wurde. Als wir in Front dieses Platzes hielten, lasen wir an zwei Pfeilern, die den Eingang bilden: Metas Ruh. Unsere Neugier wurde wach; wir stiegen ab und erkannten unschwer, daß wir uns auf dem Friedhose

der Glashüttenaristokratie dieser Gegenden befanden. Die Gitter und Kreuze hatten sich hinter dem Unterholze versteckt, das hier reichlich aufsproß. „Metas Ruh“ aber, soviel leuchtete uns ein, konnte unmöglich als Bezeichnung für diese Begräbnisstätte überhaupt dienen, es konnte nur der Name jenes seltsamen Baues sein, der sich inmitten dieses Eichenkampfes befand. Halb schacht-, halb hohlwegartig, die Seitenwände gemauert, führte ein in leiser Schrägung absteigender Gang auf eine Gittertür zu, hinter der wir in das Dunkel einer rundgewölbten Gruft blickten. Drei, vier Särge waren sichtbar; über diesen Tatbestand hinaus aber schien unsere Neugier nicht befriedigt werden zu sollen.

Wir hatten uns bereits darin ergeben, als ein Alter, den wir von Dagow her des Wegs kommen sahen, unsere Hoffnung neu belebte. Der wird es wissen. — Jetzt war er dicht heran.

„Guten Tag, Papa.“

— „Guten Tag.“

„Wie ist denn das hier? Wer ist Meta?“

— „Meta wihr sin' irste Fru.“

Die Sache schien sich hiernach nicht allzu rasch entwickeln zu sollen; wir setzten uns also auf einen Grabstein und luden den Alten ein, auch Platz zu nehmen. Er blieb aber stehen und erzählte:

„Meta, as ick Se all seggt hebb', wihr sin' irste Fru. As se stürv — 't mögen nu wol viertig Johr sin — wihr he ganz von een und bugte ehr disse Gruft. Awer as dat so geit, na dree Joren hadd he de tweet' Fru, de he noch darto finen besten Gründ wegnamen hadd. He leevte glücklich mit ehr, äwer he hadd keen Nooh nich, he künn nich slapen, un de Lüüd' hier herüm, de denn und wenn von em hürten (he wihr denn in Strelitz) snakten vel doröver hen un wedder und seden: dat wihr man bloß, wil de irste Fru nich richtig begraben wihr; de Doden möten in de Jrd un nich in sonn Keller bisett werden.“

„Aber wer war er denn? Wie hieß er?“

„Dat weet ick nich mihr. Awer dat weet ick noch (et is nu of all lang her) dat he eens Dags hir ankamen un to sin Verwandten seggen ded': ‚Kinnings, wi will'n dat Dings inriten un hunnert Fuhren Jrd upschüdden laten.‘ Awer dat wullen ja sine Verwandten nich. ‚Dat kannste nich don' seden se to em — ‚wi hebben nu jo of all en poor von uns' mit in; un denn, wat würden de

Lüd seggen, wenn Du Din ‚Metas Ruh‘ wedder inriten deist?‘ Dor sed he wider nix und güng af; äwer he wir noch vier oder fif Dag‘ hier herümmer (in Grot-Menz hebben s'em noch den drüdden Dag sehn) un as noch in den sülwigen Herbst een in de Gruft rin süll, dor wihr Meta nich mihr in. Nu gäw dat jo en Fragen hin un her, un se frögten so lang, bis et rut käm. Een von de Globfower Glas-hütten-Lüd', de all um Klock een up Arbeit güng, de hadd, as he hir vorbeikamen ded, övern Tun keekt, un dor hadd he sehn — he rögt sik gor nich, wil he sik grugen ded' — dat een Minsch dat Sark ruttrecken un in en Graff insetten ded', dat he all vörher maht hadd. Se seggen, dat is he west. Jck weet et nich, äwer dat herw ick immer hört, dat he von dunn an slafen künn."

So der Alte, der unsre Neugier nur halb befriedigt hatte. Wir dankten ihm, und weiter ging es nun in den bereits dunkelnden Forst hinein. Willkommen waren jetzt die Stellen, wo sich's lichtete und auf den ausgerodeten, graugelben Sandstrecken nichts sichtbar wurde als niederes Buschwerk, hier und dort aus dem Samen eines windver Schlagenen Kienapfels aufgewachsen.

Eine solche Heidestrecke lag hinter uns, als wir in die namengebende Metropole dieser Gegenden, in Großmenz, einfuhren. Es fielen Worte wie: Burgwall, Ritter Menz, hohles Gemäuer und unterirdischer Gang, allerverlockendste Klänge, die sechs Stunden früher mich in den Zirkel dieses Dorfes wie in einen Zauberkreis gebannt haben würden, aber bei dem schon herrschenden Zwielficht siegten die, in Fällen wie diese, nur immer allzu berechtigten kritischen Bedenken, und statt den Forderungen wissenschaftlicher Neugier nachzugeben, ging es über den beinah städtisch angelegten Dorfplatz hinweg, an der lindenumstandenen Oberförsterei vorbei, in die immer reizloser werdende Landschaft hinein. Nicht nur Großmenz lag hinter uns, auch die große Menzer Forst.

Kühler wurde es; wir wickelten uns in die Plaids; niemand sprach mehr. Die Pferde prusteten und warfen den Schaum nach hinten. Acker, Sand, Schonung, immer schattenhafter schwanden sie, immer rascher die Fahrt, immer dunkler der sternlose Himmel. Jetzt Steindamm, lange Pappelreihen und jener wärmere Luftstrom, der uns die ersehnte Nähe menschlicher Wohnungen verheißt. Eine Biegung noch; da schimmerte Licht zwischen den Bäumen, und der Wagen hielt.

Eine halbe Stunde später, und der hohe, altmodische Kamin sah uns im Halbkreis um seine Flamme versammelt. Die Scheite — echte Kinder der Menzer Forst — brannten hoch auf; auf uns nieder aber blickten die Ahnenbilder des weitverzweigten Hauses: der Neales, der Ottinger, der La Roche-Aymon, und zwischen ihnen das leuchtende Bildnis des „Saalfelder Prinzen“. [Vgl. in den Anmerkungen „Koepernik“.]

Die Rede ging von alter und neuer Zeit, beide mit gleicher Liebe umfassend. Märchenhaft verschwammen das Jüngsterlebte und das Längstvergangene, und während wir eben noch in unsrem Gespräch über den Rheinsberger See hinglitten und das Geflüster schöner Frauen beinah leibhaftig zu hören vermeinten, weitete sich plötzlich der stille See zu einem buchtenreichen Haff, und der Hahn, der unten auf dem Boden des Großen Stechlin sitzt, kam herauf und krächte (auch ihn glaubten wir zu hören) seinen roten Kamm schüttelnd über den See hin.

Mitternacht war heran, die Scheite niedergebrannt; mitunter fiel noch ein Schein auf die Bilder. Sie lächelten.